



MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

HERAUSGEgeben von den KANTONEN BE / BL / BS / GR

1 / 2016

Typisch! Wie uns Vorurteile im Alltag vor vielen Unannehmlichkeiten bewahren – und ab wann das Schubladendenken negative Folgen hat

Lebensnah Leidenschaftliche Anschubhilfe über die Alpen hinweg

Jetzt mal ehrlich! Ist die Schweiz zu kleinkariert?

Déjà-vu 150 Jahre Gleichberechtigung der Juden in der Eidgenossenschaft



Liebe Leserin, lieber Leser

MANUEL HAAS,
INTEGRATIONS-
DELEGIERTER
KANTON BERN
FOTO: ZVG

Inhalt 1/2016

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Rapper, Moderator und Kolumnist Knackeboul zeigt Haltung

THEMA

4 Typisch

Wie uns Vorurteile vor Unannehmlichkeiten bewahren – und ab wann sie zum Nachteil werden → Seite 4

8 Diskriminierungsexperte Tarek Naguib über den Umgang mit Vorurteilen
10 Anderssein liegt im Auge des Betrachters
12 Barcelona: Anti-Gerüchte-Agentinnen und -Agenten im Einsatz
13 Mondopoly: Spielerische Annäherung an Fremdes

LEBENSNNAH

14 Geldüberweisungen in die alte Heimat

AUS DEN KANTONEN

16 Basel-Stadt
17 Bern
18 Graubünden
19 Basel-Landschaft

JETZT MAL EHRLICH!

20 Ist die Schweiz zu kleinkariert?

Was motiviert so viele Schweizerinnen und Schweizer, das Land zu verlassen?

→ Seite 20

AUFGEGABELT

22 Tschai à la Joachim

MIXER

22 Glosse von Peter Schneider

DÉJÀ-VU

23 Die Katze schmiegt sich an die Betagten

Jüdische Gemeinden 150 Jahre nach der Gleichstellung → Seite 23

ANDERS GESAGT

24 Yalancının mumu yatsıya kadar yanar

IMPRESSUM

Schubladen sind nützlich: Sie helfen uns dabei, unsere Habseligkeiten aufzubewahren. Ihr mehr oder weniger geordnetes Innenleben verbergen sie zuverlässig vor neugierigen Blicken. Ist jedoch die Schublade zu gross oder zu klein, verliert sie ihren ordnenden Zweck: Wir finden nichts mehr, weil sie zu viele unterschiedliche Dinge enthält oder weil es zu viele Schubladen gibt.

Auch die Schubladen in unseren Köpfen helfen uns, uns zurechtzufinden. Ohne die Fähigkeit, Kategorien zu bilden und Ähnliches zusammenzufassen, wären wir mit der Welt überfordert. Je nach Aufgabe, die wir zu lösen haben, brauchen wir eine grössere oder kleinere Schublade. Im Unterschied zu Schubladen im Kleiderschrank oder in der Küche bilden hingegen diejenigen in unseren Köpfen die Grundlage für unser Handeln – im Alltag wie im Beruf – und haben Auswirkungen auf andere Menschen. So wird die Interaktion mit der Sitznachbarin im Zugabteil dadurch beeinflusst, ob ich sie der Schublade «Muslimin» oder «fremdsprachig» zuordne. Die Schubladen in unseren Köpfen können so zu Benachteiligung und Ausschluss führen und Integrationsprozesse erschweren.

Um dies zu verhindern, müssen wir jeweils die richtige Schubladengrösse finden, das heisst den passenden Grad an Differenziertheit. Dafür gibt es keine Patentrezepte – es ist immer von Neuem genaues Hinschauen gefragt.

Mit diesem Heft möchten wir Sie dazu anregen, über die Schubladen, die wir alle täglich benutzen, nachzudenken und deren Inhalt wieder einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Im Namen der Herausgeberkantone Basel-Land, Basel-Stadt, Graubünden und Bern wünsche ich Ihnen eine spannende Lektüre.



FOTO: ZVG

«David muss bei Knackeboul durchschimmern» David Lukas Kohler kennen wenige. Als Knackeboul sorgt der Rapper, Moderator und Kolumnist hingegen für Aufsehen.

INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER

MIX: Herr Kohler, man kennt Sie eigentlich nur mit Künstlernamen. Was hat David Lukas Kohler, was Knackeboul nicht hat?

David Lukas Kohler: David ist nicht permanent einer breiten Öffentlichkeit ausgesetzt und somit etwas entspannter als meine Kunstfigur – wobei, manchmal ist es auch umgekehrt (lacht). Wenn Knackeboul konsumiert, interpretiert und angegriffen wird, ist das einfacher zu handeln.

MIX: Lob, aber auch Kommentare unter der Gürtellinie ernten Sie neben Ihrem musikalischen und journalistischen Schaffen vor allem für Ihr Engagement gegen Fremdenfeindlichkeit. Wie gehen Sie mit solchen Angriffen um?

DLK: Wenn Leute emotional werden und mich beleidigen, weil ich mich für Offenheit und gegen Fremdenhass einsetze, trifft mich das weder als Knackeboul noch als David. Im Gegenteil: Ich empfinde es eher als persönliche Bestätigung für mein politisches Denken und Handeln. Dazu habe ich einmal gesagt, «von menschenverachtenden Menschen verachtet zu werden, erachte ich als Kompliment». Wenn ich hingegen für mein künstlerisches, musikalisches Schaffen ungerechtfertigt kritisiert werde, geht mir das nahe und macht mich wütend oder traurig.

Vor allem wenn ich merke, dass sich die entsprechende Personen ein Urteil gebildet hat, ohne sich wirklich mit meiner Arbeit auseinanderzusetzen. Den gelasseneren Umgang mit solcher Kritik muss ich noch lernen.

MIX: Auch auf Ihrem neuesten Album «Knacktracks» gehen Sie mit rassistischer Politik hart ins Gericht. Darf sich ein Musiker, der kommerziell Erfolg haben will, politisch überhaupt so klar positionieren?

DLK: Gerade dieses Album zeigt auf, dass die Gratwanderung funktionieren kann. Zum einen ist es kommerziell erfolgreich, zum anderen nimmt es klar eine Anti-Establishment-Position ein. Wenn man vor dieser Herausforderung kapitulieren würde, könnte sich in unserer reichen und erfolgsorientierten «Seifenblase» Schweiz niemand mehr zu politisch oder gesellschaftlich mehrheitlich unbestrittenen Themen äussern. Man muss innerhalb einer herrschenden Gesellschaft auch Systemkritik üben dürfen, wenn man selbst nicht völlig perfekt ist. Der Banker genauso wie die Konsumentin, die keine Bioprodukte kauft.

MIX: Hip-Hop für die Massen hat heute generell eher wenig mit den politischen Ursprüngen dieser Stilrichtung zu tun. Weshalb gehen Sie einen anderen Weg?

DLK: Das stimmt so nicht, im Hip-Hop gab es schon immer politische wie auch kommerziellere Richtungen. Ich persönlich fände es schlimm, wenn David nicht mehr bei Knackeboul durchschimmern würde. Ich bin zwar ein fantasievoller Mensch, mache gerne Musik und auch mal Party mit Rumblödeln. Ich diskutiere aber auch leidenschaftlich gerne über aktuelle Themen und möchte das in meiner Musik zum Ausdruck bringen.

MIX: Sie sind teilweise in Portugal aufgewachsen. Hat dieser Umstand Einfluss auf Ihre heutige Persönlichkeit?

DLK: Ja, diese Erfahrung war auf mehreren Ebenen sehr prägend. Ich habe zum Beispiel Portugiesisch gelernt und bin dadurch sicher sprachaffiner geworden. Und ich habe erlebt, wie es ist, ein Ausländer zu sein. Zuerst in Portugal und danach gleich noch einmal als Rückkehrer in der Schweiz.

THEMA



Typisch! Weisse Socken, teures Auto, dunkler Teint. Schon kleinste Auffälligkeiten verleiten uns zu blitzartigen Rückschlüssen über uns unbekannte Menschen. Solche Vorurteile sind ein notwendiges Orientierungssystem im komplexen Lebensalltag. Nicht selten führen sie aber auch zu Ausgrenzung oder Diskriminierung.

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
CLAUDIA LINK

Hand aufs Herz: An was denken Sie, wenn von weissen Socken die Rede ist? Bei mir läuft der Film weisse Socken gleich Aargauer, gleich schlechter Geschmack. Ob ich das nun will oder nicht und ungeachtet dessen, dass der Online-Sockenlieferant «Blacksocks» im Aargau gemäss eigenen Angaben die dritthöchste Kundendichte hat. Dass ich mit dem voreiligen Geschmacksurteil nicht alleine bin, beweist die Fülle an Sprüchen und Witzen, die über die vermeintliche Modeunsitte im Atom- und Autobahnkanton kursieren. Dampfende Kühltürme, die jederzeit in die Luft fliegen könnten und Autofahrer, die ihre benzinfressenden Wagen nicht im Griff haben. Schon wieder. Vorurteile allenthalben. Weshalb nur kommen wir nicht von ihnen los?!

Im Kern sinnvoll

Der Sozialpsychologe Jens Förster beruhigt zuerst einmal. Er forscht seit Jahren über die Entstehung und die Funktion von Vorurteilen. «Wir alle haben sie und zwar andauernd, denn sie ermöglichen es uns erst, die komplexe Lebenswelt so zu verarbeiten, dass wir uns in einem erträglichen Rahmen in ihr zurechtfinden und effizient handeln können», so der Wissenschaftler und Dozent an der Ruhr-Universität Bochum. Förster denkt an konkrete Alltagssituationen, in denen unsere Vorstellungen von anderen unsere Gefühle und unser Verhalten direkt leiten. «Dank der Vorurteile können wir schnell auf Menschen und Situationen reagieren. Wenn etwa ein Hund mit Maulkorb auf uns zukommt, handeln wir, ohne zu überlegen, ob die Gefahr wirklich besteht oder nicht», erklärt Förster. Wir vorurteilen zu unserem eigenen Schutz.

Auch unser Kommunikationsverhalten basiert auf dem sekundenschnellen Beurteilen von Bildern. Ob eine Person in Uniform oder in Jogginghose vor uns steht, hat Einfluss darauf, ob wir ihr förmlich oder kollegial begegnen. Selbst wenn wir nicht wissen können, ob die Person im Trainingsanzug vielleicht genauso bei der Polizei arbeitet. «Das Gedächtnis beeinflusst uns unabhängig davon, ob Informationen tatsächlich auf das Individuum zutreffen oder nicht», weiss Förster, der dafür auch neurologische Gründe anfügt. Das menschliche Gehirn speichert negative Erfahrungen einfacher als positive, weil der Schutz vor möglichen Gefahren in der menschlichen Evolution eine zentrale Rolle gespielt hat. Bei Begegnungen mit fremden Menschen vergleicht es diese Situation automatisch mit ähnlichen, eher ungünstig verlaufenen aus der Vergangenheit.

Orientierungshilfe und Aggressionshemmer

Vorurteile ermöglichen somit die Orientierung im unaufhaltsamen Strom von Eindrücken und Informationen, die auf uns einprasseln. Sie reduzieren Unsicherheiten, bestärken uns im eigenen Handeln und stabilisieren unser Selbstwertgefühl. Daneben sind sie wichtige Faktoren bei der Gruppenbildung. Sei das in der Familie, im Freundeskreis, im Berufskollegium oder über eine ganze Gesellschaft. Wir behandeln Menschen und Menschengruppen unterschiedlich. Die eigene Gruppe wird dabei oft nach weniger strengen Massstäben beurteilt als andere Gruppen. Vorurteile bekommen dadurch eine ausgeprägte Ein- und Ausgrenzungsfunktion. So gestehen wir anderen Eltern zum Beispiel weniger Erziehungskompetenzen zu, sprechen Akademikern den Sinn für das Praktische ab oder Afrikanerinnen denjenigen für das strategische Denken. «Aus evolutionärer Sicht ist das nachvollziehbar, denn diese Dynamik führt dazu, dass wir

«Ein Leben mit weniger Vorurteilen ermöglicht schlussendlich neue Freiheiten.»

aggressive Gefühle aus der eigenen Gruppe heraushalten und die innere Solidarität stärken», erklärt Förster. Der Mensch sei eben ein soziales Wesen, das der eigenen Gruppe mehr vertraue als der fremden. «Das wird erst dann gefährlich, wenn Menschen einzelne oder mehrere Personen aus anderen Gruppen dadurch bewusst oder unbewusst schlecht machen, ausgrenzen, diskriminieren oder ihnen im allerschlimmsten Fall psychische oder körperliche Gewalt antun.»

Verschlungenen Entstehungspfade

Vorurteile sind von konkreten Erwartungen gefärbt, die auf vereinfachten Zuschreibungen von Eigenschaften und Stereotypen an soziale Gruppen basieren. «Dieser Zuschreibungsprozess erfolgt im Rahmen des gesellschaftlichen Austauschhandels von Normen und Wertmaßstäben über lange Zeit, wenn nicht sogar über Generationen», so Förster. In diesem gesellschaftlichen Diskurs werde auch die Ausprägung von Vorurteilen bestimmt. Ihre Gestalt und Wirkungsmacht hängen neben neurologischen und psychologischen Voraussetzungen also auch davon ab, wie wir erzogen werden, welche Ausbildung wir machen, welche Medien wir konsumieren, was für einen Freundeskreis wir haben, wo wir arbeiten, wie wir reisen und so fort. «Ich bestimme nicht allein, wer aufgrund welcher Eigenschaften wie beurteilt oder vorverurteilt wird. Deshalb halten sich Vorurteile auch so hartnäckig», gibt der Wissenschaftler zu bedenken, denn wenn andere gleiche Schlüsse zögern, wie man selbst, seien diese wohl nicht so verkehrt.

Welches Referenzsystem eine Gesellschaft für die Zuschreibungen von Eigenschaften heranzieht, ist nicht in Stein gemeisselt. «Früher waren v.a. religiöse Normen zentral, die bis heute wirken. Mit der Aufklärung, den modernen Wissenschaften und dem Kapitalismus wurden dann Kategorien wie das Geschlecht, die Nation und der Körper noch wichtiger», weiss der Diskriminierungsexperte Tarek Naguib (vgl. Interview S. 10). Damit die «eigene» Nation überlebens- und wettbewerbsfähig wird und bleibt, muss sie in ihrem Selbstverständnis über einen leistungsfähigen «Volkskörper» verfügen. «Um das zu gewährleisten, waren und sind festgeschriebene Rollen in der Gesellschaft zentral. Der gesunde, weisse Mann wurden zum Mass der Dinge. Menschen mit Behinderung sind Störfaktor einer Leistungsgesellschaft. Fremde sind «willkommen» solange sie der Wirtschaft von Nutzen sind. Die Frau hat zu gebären und noch heute v.a. der Familie zu dienen, andere Geschlechter wie Transpersonen und Homosexuelle gelten als dieser Logik abträglich», sieht der Jurist eine weitere Grundlage für die Entstehung von Vorurteilen in der Geschichte angelegt. Ihre Wirkung hat bis heute Bestand, genauso wie diejenige der Kolonialgeschichte Europas, führt Patricia Purtschert, Professorin für Geschlechterforschung an der Universität Bern, aus: «Viele Vorurteile gegenüber Menschen mit dunkler Hautfarbe haben ihre Herkunft im kolonialen Verhältnis zu Afrika, wo vermeintliche Rassenunterschiede verwendet

wurden, um die Ungleichheit zu zementieren.» Die Vorstellung von fortschrittlichen weissen Europäern und rückständigen Afrikanern zeigte sich nicht zuletzt an den ersten Weltausstellungen: Afrikanische Länder präsentierten sich nicht selbst, ihre Menschen wurden als exotische Attraktionen vorgeführt.

Ringen um Teilhabe

Naguib verweist an dieser Stelle auf den Faktor Macht. Vorurteile würden immer auch der Legitimierung von Hierarchie- und Machtstrukturen dienen und dazu beitragen, dass Ungleichgewichte zwischen privilegierten und weniger privilegierten Menschen erhalten bleiben. «Denn über Fremdbilder werden nicht nur Gruppengrenzen festgelegt, sondern auch darüber entschieden, wer an kulturellen, politischen, sozialen und ökonomischen Ressourcen in welcher Qualität teilhaben kann». Purtschert stimmt dem zu: «Die gleichberechtigte Teilhabe ist keine Selbstverständlichkeit. Nehmen wir das Beispiel der Frauen. Sie müssen in Politik und Wirtschaft nach wie vor stärker um Einfluss kämpfen als Männer.» Försters Forschungsbeispiele zeigen, dass hier auch Vorurteile im Wege stehen – selbst in vermeintlich «frauenfreundlichen» Branchen wie dem Kulturbetrieb: «Wenn Bewerberinnen und Bewerber für eine Stellen in einem Orchester hinter einem Vorhang vorspielen können, fällt die Wahl auffallend viel öfter auf Musikerinnen, als wenn die Jury weiss, ob sie einer Frau oder einem Mann zugehört hat.»

In Strukturen gefangen

Ähnliche Hindernisse beobachtet man für Teile der Migrationsbevölkerung. So ist hinlänglich bekannt, dass Bewerberinnen und Bewerber mit Kopftuch oder einem -ic-Namen grössere Schwierigkeiten haben, eine Stelle oder eine Wohnung zu finden. Nicht allein wegen der persönlichen Vorurteile derjenigen, die über eine Zu- oder Absage entscheiden, sondern auch wegen den Strukturen und routinemässigen Abläufen, in denen sie arbeiten: Diese halten Vorurteile erst am Leben und verstärken ihre Wirkungsmacht noch. Es liegt also auch an der Art und Weise, wie wir unsere Arbeitswelt, unsere Freizeit und andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens organisiert haben und welche festgefahrenen «Trampelpfade» wir immer wieder abschreiten und unbemerkt Diskriminierung aufrechterhalten. In Personalrekrutierungsverfahren haben die USA und manche nordeuropäischen Länder gehandelt und solche Formen struktureller Diskriminierung vermindert, indem sie anonymisierte Bewerbungsverfahren etablierten.

Andere Anforderungen, die in unserer Arbeitswelt als selbstverständlich vorausgesetzt werden, grenzen wiederum Personen mit einer Behinderung aus. Hohe zeitliche Verfügbarkeit oder die Bereitschaft zur Mobilität sowie eine ausgeprägte Flexibilität etwa. Wer sich nicht bewusst ist,

«Ich bestimme nicht allein, wer aufgrund welcher Eigenschaften vorverurteilt wird.»

einer Leistungsgesellschaft. Fremde sind «willkommen» solange sie der Wirtschaft von Nutzen sind. Die Frau hat zu gebären und noch heute v.a. der Familie zu dienen, andere Geschlechter wie Trans-

personen und Homosexuelle gelten als dieser Logik abträglich», sieht der Jurist eine weitere Grundlage für die Entstehung von Vorurteilen in der Geschichte angelegt. Ihre Wirkung hat bis heute Bestand, genauso wie diejenige der Kolonialgeschichte Europas, führt Patricia Purtschert, Professorin für Geschlechterforschung an der Universität Bern, aus: «Viele Vorurteile gegenüber Menschen mit dunkler Hautfarbe haben ihre Herkunft im kolonialen Verhältnis zu Afrika, wo vermeintliche Rassenunterschiede verwendet

dass eine Person im Rollstuhl nicht über eine Treppe in ein Bürogebäude gelangen kann, baut nicht von sich aus eine Rampe, um ein handfestes und bildhafteres Beispiel zu nennen. Solche physischen und mentalen Hindernisse bleiben aber auch unsichtbar, da Einzelne oder Gruppen davon profitieren, wenn der Zugang zu Privilegien, wie gewisse Berufsausübungen, Rechte oder Leistungen, für andere eingeschränkt bleibt. Und so drehen die immer gleichen Vorurteile in Geschäftsleitungssitzungen, in Talkshows oder in Onlineforen ganz selbstverständlich ihre Runden.

Achtsam sein

«Wir müssen uns immer und immer wieder vor Augen führen, in welchen Lebenssituationen wir gegenüber anderen im Vorteil sind», fordert Purtschert. «Nicht behindert oder weiss zu sein, ist für viele von uns ganz normal und wir realisieren nicht, dass wir allein deshalb in unserem Alltag privilegierter sind und über mehr Einfluss und Macht verfügen», erst wenn man sich seiner eigenen Privilegien bewusst sei, reflektiere man ein Vor-Urteil, bevor man danach handle. Auch Jens Förster fordert kontinuierlich Debatten darüber, was Vorurteile alles anrichten können. «Wir müssen uns nämlich eingestehen, dass eine vorurteilsfreie Gesellschaft eine Illusion ist und wir ein konstruktives Zusammenleben nur ermöglichen können, wenn wir verantwortungsvoll mit ihnen umgehen», mahnt er uns alle und insbesondere die Politik, die öffentliche Verwaltung, Unternehmen und Medien.

Verantwortung übernehmen

«Je besser wir eine Person kennenlernen, je mehr wir über sie wissen, umso weniger falsche Erwartungen haben wir an sie», lässt Förster einen möglichen Weg für Jede und Jeden aufblitzen: Die Begegnung und das Aneignen von Tatsachen statt Vorurteilen beugen einer ungerechtfertigten und unfairen Behandlung überhaupt erst vor. Dieser Austausch alleine reiche allerdings nicht immer aus. «Damit der Effekt nachhaltig bleibt, braucht es auch gemeinsame Ziele oder Aufgaben.» Auch Purtschert erachtet es als frommen Wunsch, allein aufgrund von intensiveren Kontakten zwischen sich fremden Personen oder Gruppen den Vorurteilen ihre Dominanz zu nehmen, «aber Begegnungen können einen ersten Schritt darstellen. Gefolgt von aktiven Bemühungen seitens Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft für eine gleichberechtigte Partizipation, zum Beispiel durch ein Stimmrecht für Migrantinnen und Migranten.» Diese müsse am gesellschaftlichen Leben nicht nur teilhaben wollen, man müsse sie auch teilhaben lassen, so die Wissenschaftlerin, «denn was wir verhindern müssen, ist, dass sich Teile von ihnen durch immer wiederkehrende Diskriminierungserfahrungen zurückziehen».

Nutzen für alle

Ein Leben mit weniger Vorurteilen ermöglicht schlussendlich auch ihren Trägerinnen und Trägern neue Freiheiten. Man lernt eher neue Freundinnen und Freunde kennen, entdeckt spannende Hobbys oder erhält praktische Haushaltstipps von denen man noch nie etwas gehört hat. So ist die Lösung «Weniger Vorurteile – mehr Vielfalt» auch in der

Wirtschaft ein erfolgsversprechender Leitfaden. Schweizer Grossunternehmen haben sich Diversität seit längerem auf die Fahne geschrieben. «Aber auch KMU erkennen, dass ein bewusster Umgang mit Vorurteilen gut für das Geschäft sein kann», weiss Förster und verweist auf ein Autohaus, das sein Verkaufsteam bewusst um Frauen, also vermeintliche Technikbanausen und Automuffel, ergänzt hat, um eine breitere Käuferschaft anzusprechen. «Mit Erfolg. Auch wenn dieser Effekt womöglich einem weiteren Vorurteil geschuldet ist, dass Frauen nämlich die Anliegen anderer besser verstehen», lacht der Sozialwissenschaftler. Wie dem auch sei. Selbst am Genfer Autosalon wissen Hostessen oft mehr über die technischen Finessen der präsentierten Karossen als mancher Verkäufer und Besucher am Stand.

Nicht locker lassen

Neue Hobbys hin, bessere Autoverkäufe her: Ein bewusster Umgang mit Vorurteilen ist auf allen gesellschaftlichen Ebenen essenziell. Wir müssen mit der zunehmenden Vielfalt einen Weg finden, das Gleichgewicht und den Zusammenhalt über unterschiedliche Eigenheiten und Lebensformen hinweg zu wahren. Auch und gerade im Bereich der Integration, denn diese kann nur gelingen, wenn Chancengerechtigkeit besteht. Das verlangt von allen Beteiligten grosse Bereitschaft und Offenheit, was viele Menschen nicht aufbringen können oder möchten. «Wir werden Opfer eurer Emanzipation», heisst es bisweilen von Leuten, die sich bevormundet oder in ihrer Freiheit eingeschränkt sehen, weil eine benachteiligte Gruppe nicht nachgibt und trotz Teilerfolgen weiterhin für die tatsächliche Gleichberechtigung einsteht, beobachtet Purtschert. Hier würden sich eigentlich bevorteilte Personen selbst zum Opfer von Schwächeren stilisieren. «Dabei geht es doch nur um Gerechtigkeit und um den Schutz von Menschen, die in der Regel weniger Einfluss haben und diskriminiert werden. Wenn sich Schwarze zum Beispiel dafür einsetzen, dass in Kinderbüchern nicht mehr das N-Wort verwendet wird, hat das mit der Anerkennung einer historischen und menschenverachtenden Erfahrung aus der Sklaverei zu tun und ist keine unnötige Sprachspielerei.» Viele seien sich nicht bewusst, dass auch Worte verletzend sein können. Also doch nicht mehr über Andere witzeln?

Purtschert präzisiert: «Das hängt vom Kontext ab. In dem Moment, in dem sie die Handlungsmacht innehaben, können auch Menschen mit Diskriminierungserfahrungen über sich selbst lachen. Humor wird zudem oftmals als Mittel von Widerstand etwa gegen Rassismus, Sexismus und Homophobie eingesetzt – allerdings von den betroffenen Personen und nicht von denen, die bereits über die Definitionsmacht verfügen.» Auch hier gilt also: alles eine Frage des Blickwinkels und vor allem der Machtposition. Gehen wir angemessen damit um. ○

«Wir müssen uns vor Augen führen, in welchen Lebenssituationen wir gegenüber anderen im Vorteil sind.»



Foto: ZVG

Verantwortung übernehmen

Der Jurist Tarek Naguib berät Behörden, Institutionen und Unternehmen bei der Umsetzung von sozial- und menschenrechtlichen Standards. Er weiss, unter welchen Vorurteilen die Migrationsbevölkerung leidet.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER

MIX: Herr Naguib, Sie halten uns jetzt sicher eine Standpauke über Vorurteile.

Tarek Naguib: Das hätten Sie wohl gerne (lacht). Nein, über Vorurteile wird oft genug moralisierend gesprochen. Wichtig ist, dass wir Verantwortung für unsere Vorurteile übernehmen und sie nicht verharmlosen.

MIX: So wohlwollend? Vorurteile haben doch einige negative Auswirkungen.

TN: Ja, sie führen oft dazu, dass andere ausgegrenzt werden. Aber es bringt niemandem etwas, wenn man Vorurteile verteufelt und sie jemandem zum Vorwurf macht. Der «Beschuldigte» kann lachen und völlig zu Recht behaupten: Du hast doch selber welche! Und damit ist die Diskussion beendet! Vorurteile werden gerne auf eine persönliche, psychologische Ebene heruntergebrochen. Vorurteile zu haben, ist aber nicht in erster Linie eine individuelle Schuld. Wie sie entstehen, wie wirkmächtig sie sind, das hat massgeblich damit zu tun, wie die Person sozialisiert ist und in welchem Umfeld sie lebt. Zentral ist zudem, dass Vorurteile immer in historisch gewachsene diskriminierende Diskurse und Praxen eingebettet sind und uns bewusst oder unbewusst prägen. Und weil wir als Individuen in diese verstrickt sind, müssen wir Verantwortung übernehmen. Wenn aufgrund von Vorurteilen Diskriminierung droht, sind wir als Privatperson moralisch und als Berufsperson rechtlich verpflichtet, genau hinzuschauen.

MIX: Können Sie das etwas genauer erklären, vielleicht anhand eines persönlichen Beispiels?

TN: Auch meine Vorurteile sind abhängig vom Diskurs und den institutionellen Begebenheiten, in denen ich mich bewege. Beruflich beschäftige ich mich mit Themen wie Machtstrukturen, Sexismus, Rassismus und andere Diskriminierungsformen. Ich entwickelte dadurch eine besondere Solidarität für Menschen, die von Diskriminierung betroffen sind.

Ein Beispiel einer absurden Folge davon ist, dass es weisse Männer aus der Mittel- und Oberschicht nicht immer einfach haben in meinen Kursen (schmunzelt). Mein Vorurteil: «Diese Männer haben kein Sensorium für Ausgrenzung oder Diskriminierung, weil sie selbst nie davon betroffen waren, also sind sie nicht kompetent, darüber zu sprechen». Zumal, wenn sie noch heterosexuell sind, was ich den Männern allerdings nicht ansehen kann. Zwar trifft zu, dass die meisten Diskriminierungserfahrung kaum kennen, dass sie deswegen keine Sensibilität für Ausgrenzung haben, ist aber schlicht ein Vorurteil und wird dem Individuum nicht gerecht. Kommt hinzu, dass ich selbst weiss und heterosexuell bin, keine Behinderung aufweise und aus dem Bildungsbürgertum stamme.

MIX: Wie gehen Sie in solchen Situationen mit Ihrem Vorurteil um?

TN: Der wichtigste Schritt ist damit getan, dass ich stets versuche, mir das Vorurteil und das daraus resultierende Benachteiligungsverhalten bewusst zu machen. Und zwar unabhängig davon, ob das Vorurteil im Einzelfall stimmt oder nicht. Denn ich weiss, dass ich diesen Männern wahrscheinlich Unrecht tue und damit nicht nur unfair, sondern auch unprofessionell bin. Oft spreche ich das Vorurteil auch an, um an meinem Beispiel die Ursachen und Wirkungen von Vorurteilen zu illustrieren und unausgesprochene Missverständnisse in den Kursen zu vermeiden.

«Die eigenen Vorurteile sind einem ja gar nicht immer bewusst.»

MIX: Ist das ein Rezept, das grundsätzlich funktioniert?

TN: Wenn ich die eigenen Vorurteile als solche zu entlarven weiss, ja. Dann kann ich versuchen, mein Handeln nicht dem vorurteilbehafteten Impuls zu unterwerfen, sondern noch einmal über die Bücher zu gehen. Allerdings sind einem die eigenen Vorurteile ja gar nicht immer bewusst. Blindstellen sind menschlich. Es braucht also ein bewusstes Hinschauen.

MIX: Und wenn ich Vorurteile nicht als solche erkenne?

TN: Dann stehen Sie sich im weniger schlimmen Fall einfach selbst im Weg. Als Privatperson etwa verletze ich Menschen und verpasse möglicherweise eine schöne Begegnung auf einem Fest. Als Berufsperson laufe ich Gefahr, Menschen beim Zugang zur Ressourcen zu diskriminieren, zum Beispiel als Lehrerin die Laufbahn von Schülerinnen und Schülern zu beeinträchtigen, als Mitarbeiter der Sozialdienste Menschen bei der Bewältigung von Alltagsproblemen zu schwächen, anstatt zu stärken, als Leiterin eines Teams im Bewerbungsgespräch einer gut qualifizierten Person die Stelle vorzuenthalten etc.

MIX: Sie sprechen von Diskriminierung?

TN: Ja, allerdings muss auch hier differenziert werden. Dasselbe Vorurteil und die daraus resultierende Diskriminierung beeinträchtigen einen privilegierten Menschen in der Regel weniger als eine Person in einer prekären Situation. Ein Beispiel: Im Bus ist neben einem schwarzen Mann ein Sitzplatz frei. Aufgrund von Vorurteilen gegenüber Menschen mit einer anderen Hautfarbe bleibt dieser Platz erfahrungsgemäss eher frei als andere. Hat der Mann einen Schweizer Pass, einen sicheren Job und einen stabilen Freundeskreis, gewichtet er selbst diese Form der rassistischen Ablehnung möglicherweise weniger stark als derselbe schwarze Mann, der eben erst als mittellosen Asylsuchender in das Land gekommen ist. Allerdings kann dies auch nicht pauschal gesagt werden, vielmehr sind persönliche Ressourcen ebenso relevant im Umgang mit Diskriminierungserfahrung. Es ist entsprechend schwierig zu sagen, ab wann ein Vorurteil welche Konsequenzen hat; klar aber ist, sie haben negative Konsequenzen.

MIX: Nimmt denn der privilegiertere der beiden Männer die Ablehnung überhaupt wahr?

TN: Ja, das tut er sehr wohl. Menschen, die häufig von Rassismus betroffen sind, haben ein Sensorium dafür, sind also Rassismusexpertinnen. Man muss sich bewusst sein, dass jeder Mensch, der als migrantisch zugeschrieben wird, und selbst wenn er hier geboren ist, verbal und nonverbal immer wieder mit rassistischen Vorurteilen konfrontiert wird.

Er erhält das Signal, dass er nicht ganz dazu gehört. Schon kleinste Gesten können dieses Gefühl hervorrufen. Ein skeptischer Blick à la «typisch, eine mit Kopftuch» zum Beispiel. Gerade aus Sicht der Integrationsarbeit ist das fatal. Solche Signale können in der Summe und über Jahre die Motivation schmälern, sich als Teil dieser Schweizer Gesellschaft wahrzunehmen.

MIX: Inwiefern?

TN: Im allerschlimmsten Fall führt es schlichtweg zu Desintegration. Es leuchtet doch zum Beispiel allen ein, dass Jugendlichen die Lust nach Teilnahme – zumindest vorübergehend – vergeht, wenn sie trotz einwandfreier Noten und Leumund und nur wegen Vorurteilen aufgrund ihres -ic-Namens keine Lehrstelle finden.

«Wer fordert, Sorgen ernst zu nehmen, sollte dies auch wirklich tun.»

MIX: Andere teilhaben zu lassen, kann mit dem Verzicht auf eigene Privilegien verbunden sein. Ist es nicht nachvollziehbar, dass zum Beispiel Menschen, die unter dem zunehmenden Leistungsdruck leiden, Angst haben, dass ihnen jemand vermeintlich Fremdes den Job streitig macht?

TN: Ängste sind immer verständlich, aber was heisst das? Insbesondere Menschen, die Diskriminierungserfahrung haben, befreiten solche Ängste besonders stark. Wer also an dieser Stelle fordert, man müsse die Sorgen der Menschen ernst nehmen, sollte dies auch tatsächlich tun und zwar nicht, indem er oder sie Ängste befeuert. Im Gegenteil, notwendig sind Massnahmen gegen Diskriminierung, für Anerkennung, Teilhabe und Solidarität. Gerade staatliche Institutionen sollten hier ein Vorbild sein und sich selbst mit ihren diskriminierenden Strukturen und Vorurteilen auseinandersetzen.

MIX: Also doch noch eine kleine Standpauke...

TN: (Lacht) ...die sich letztendlich auch an mich selber richtet. Denn frei von Vorurteilen ist bekanntlich niemand. Packen wir es an.

→ www.naguib.ch

Anderssein liegt im Auge des Betrachters

Von stereotypen Zuschreibungen halten Amina Abdulkadir, Dijan Kahrimanović und Mohamed Wa Baile wenig. Für die MIX liessen sie sich trotzdem in eine Schublade stecken.

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN
FOTOS: CLAUDIA LINK



Dijan Kahrimanović

Fotograf, Performance-Künstler und Gewinner des Helvetia Kunstreis 2015, Immensee

Als Kind wurde ich von einem Lastwagen angefahren und schwer verletzt. Während meiner obligatorischen Schulzeit musste ich deswegen mehrere Male operiert werden. Nicht die beste Ausgangslage, um schulisch zu reüssieren. Übrig geblieben ist mir letztendlich eine Metzgerlehrstelle in Einsiedeln – als einziger Secundo weit und breit. Von Fleischverarbeitung habe ich aber nicht viel mitbekommen, weil ich ausser Kühlraum- und Grillputzen nichts machen durfte. Nach zwei Jahren hatte ich die Nase so voll, dass das allgemein geringe Interesse am Beruf vollends dahinschwand und ich den Betrieb verliess. Plötzlich stand ich da, ohne guten Schulabschluss, ohne Berufslehre, dafür aber mit einem Namen, der auf -ić endete und nichts Gutes verhiess. In dieser Sackgasse wurde ich depressiv und kam mir wie ein Loser vor, der allen Klischees entsprach, die Schweizerinnen und Schweizer von Ex-Jugoslawen haben. Eines Tages fragte ich mich: Worin bist du besonders gut, Dijan? Auf der Suche nach Antworten habe ich meine Leidenschaft für Fotografie entdeckt. Durch diese Kunstform konnte ich auf einmal das Abbild der Wirklichkeit nach meinem Gusto manipulieren. Mit dieser Arbeit breche ich Klischees auf, dringe in fremde Biografien ein, verknüpfe diese mit meiner eigenen und erzähle dadurch ganz neue Geschichten, die von Nähe und Distanz und von Heimat und Fremde erzählen.



Mohamed Wa Baile

Islamwissenschaftler, Dokumentalist, Schauspieler und Autor, Bern

Sei es an der ETH Zürich, wo ich als Dokumentalist tätig bin oder in der Familie meiner Schweizer Ehefrau – ich fühle mich stets willkommen, anerkannt und geschätzt. Über die Schattenseiten kann ich trotzdem nicht hinwegsehen: Unabhängig davon, wer ich wirklich bin und was ich mache, bleibe ich in den Augen der Polizei ein Verdächtiger. Aufgrund meiner Hautfarbe geht sie häufig davon aus, dass ich entweder illegal in der Schweiz lebe oder mit Drogen deale. Circa alle zwei Monate werde ich auf dem Weg zur Arbeit entweder im Zug oder am Bahnhof als einziger aus der Menschenmenge herausgepickt und grundlos kontrolliert – oft sogar von den gleichen Gesetzeshütern. Weil ich mich nicht mehr derart erniedrigen lassen wollte, habe ich irgendwann aufgehört, mich in solchen Situationen auszuweisen. Gegen mich läuft deshalb ein Verfahren wegen Nichtbefolgen polizeilicher Anordnungen. Auch wenn ich bereit bin, für meine Überzeugung ins Gefängnis zu gehen, habe ich im Gegenzug ein verwaltungsrechtliches Verfahren gegen die Stadtpolizei Zürich eingeleitet. Abgeklärt werden soll dabei insbesondere, inwiefern das Handeln der Polizei das völker- und verfassungsrechtliche Diskriminierungsverbot verletzt, schlussendlich bin ich bei weitem nicht der einzige, dem das wiederfährt. Trotzdem ist mir bewusst, dass ich alleine wenig bewirken kann. Mit einer Gruppe, die ich gegründet habe, werden wir nun mit verschiedenen Aktionen auf dieses sogenannte Racial Profiling aufmerksam machen. Uns geht es nicht darum, einzelne Polizisten anzuprangern, sondern sie dafür zu sensibilisieren, denn auch wir haben das Anrecht, in dieser Gesellschaft in Würde zu leben.



Amina Abdulkadir

Slam Poetin, Autorin und Ergotherapeutin, Basel

Ich definiere mich weder über meine Herkunft noch über mein Geschlecht. Ich bin einfach ein Ding, das denkt und das mental und physisch permanent in Bewegung ist. Dennoch bin ich mir meiner dunklen Hautfarbe bewusst. Nicht zuletzt, weil mich meine Umwelt über absurde Zuschreibungen regelmäßig daran erinnert, indem sie etwa meine individuellen Fähigkeiten von meiner Person loslässt und alles, was ich können und nicht können soll aus meiner genetischen Veranlagung ableitet. Das heisst: Während mir überragende musikalische Fähigkeiten widerspruchslos zugetraut werden, überrascht es, dass ich Bücher schreibe, als Slam Poetin performe oder über einen Bachelor-Abschluss verfüge. Das Schwarzsein scheint nicht nur ein Beleg für den Rhythmus im Blut zu sein, sondern genauso für mangelnde analytische Fähigkeiten. Oft gelingt es mir, solche hältlosen Zuschreibungen nicht an mich heranzulassen. Trotzdem haben sie sich tief in mein Unterbewusstsein eingegraben. Klar wurde mir das kürzlich wieder, als sich eine potenzielle Nachmieterin weigerte hereinzukommen, weil sie es sich nicht vorstellen konnte, eine Wohnung von einer Schwarzen zu übernehmen. «Mach' dir keine Sorgen», versuchte ich sie zu beruhigen, «die Räume werden noch professionell gereinigt». Ich habe mich selber degradiert, statt sie mit ihren Vorurteilen zu konfrontieren.

Der Gerüchteküche den Pfeffer entziehen *In Barcelona kämpfen Anti-Gerüchte-Agentinnen und -Agenten gegen Vorurteile und finden Nachahmende in ganz Europa.*

TEXT:
JULIA MACHER,
BARCELONA

Mit aufgeschlagenen Notizbüchern sitzen zwei Dutzend Anwohnerinnen und Anwohner in einem kleinen Saal in Barcelonas Altstadt und lauschen Daramola Abimbola Oluwatoyin. Der Mann im blau-weiss gestreiften Anzug erzählt zunächst vom Alltag in seinem Herkunftsland Nigeria, von typischen Gerichten, von der richtigen Begrüssung für Ältere; dann berichtet er vom Alltag in der neuen Heimat, von der anfänglichen Verblüffung, dass nicht alle Weissen Englisch sprechen, den Hürden der Bürokratie. «Lerne deine Nachbarn kennen» lautet der Titel der Veranstaltungsreihe, sie ist eine von mehreren Dutzend Aktivitäten der Initiative «Antirumores».

Das 2010 von der Stadt Barcelona ins Leben gerufene Programm will zur interkulturellen Verständigung beitragen, indem es Raum für Begegnungen schafft und seinen Schwerpunkt dort setzt, wo diese oft schon im Anfangsstadium scheitern: bei «Gerüchten», in die Welt gesetzte Ideen, die durch Wiederholung zu vermeintlichen Fakten werden.

Bekannte Beispiele sind «Wegen der Immigranten kollabiert das Gesundheitssystem» oder «Ausländer nehmen uns die Jobs weg». «Gerüchte und daraus resultierende Vorurteile sind der Anfang von Diskriminierung», sagt die städtische Programmbeauftragte Lola López. «Deswegen müssen wir hier ansetzen.»

Bereits 1200 Agentinnen und Agenten

Aus der ursprünglich von etwa 30 Vereinen getragenen Initiative ist ein weitgespanntes Netzwerk geworden, dem 477 Institutionen – von Stadtteilbibliotheken bis zum muslimischen Kulturverein – sowie über 400 Bürgerinnen und Bürger angehören. Das Rathaus hat lediglich eine moderierende Funktion.

Ein Standbein des Projekts ist die Ausbildung zu so genannten Anti-Gerüchte-Agentinnen und -Agenten. In den kostenlosen, 20-stündigen Schulungen erlernen Interessierte, wie sie im Alltag Vorurteile erkennen und entwerten können. Dabei geht es nicht allein um Aufklärung durch Vermittlung von Fakten, etwa zum Arbeitsrecht, oder mit Kriminalitätsstatistiken, sondern auch um die Schärfung des Bewusstseins für eigene und fremde, kulturell bestimmte Werte – und um Kommunikationsstrategien. «Ich habe beim Gemüsehändler oder im Zug häufig gehört, wie jemand einen dummen Spruch über Einwandererinnen oder Einwanderer gemacht hat, wusste aber nie, wie ich darauf reagieren sollte», erzählt Marina Civit, eine von Barcelonas 1200 Agentinnen und -Agenten. «Jetzt frage ich einfach nach.» Etwa wenn ihr arbeitsloser Cousin über die Chinesen in seinem Viertel schimpft, die in den von ihnen betriebenen Bars angeblich nur ihresgleichen anstellten. «Als ich ihn einmal gefragt

FOTO: XARXA ANTRUMORS BARCELONA



Mauern überwinden: breites Engagement gegen Vorurteile in Barcelona

ANZEIGE

OTS service ag
Beratung von Asylsuchenden und Flüchtlingen



Arbeiten Sie im Asylbereich? Dann wissen Sie, wie bereichernd und herausfordernd die Arbeit mit Asylsuchenden und Flüchtlingen ist. Unsere 1- bis 3-tägigen Weiterbildungskurse sind aktuell, interaktiv und praxisnah.

Jetzt online anmelden unter www.ots.ch/weiterbildung!

OTS Service AG | Röschenbachstrasse 22 | 8037 Zürich | Telefon 044 386 67 67 | www.ots.ch

Literatur: Etica - Ökologien | Envie: Hilfe Reiseheft | Kinder spielerisch lernen und Wissen | Interkulturelle Kommunikation

habe, ob er sich denn schon einmal dort beworben habe, hat er den Kopf geschüttelt – und ist seitdem mit solchen Äusserungen vorsichtiger», lacht Civit. Wie viele Agentinnen und -Agenten versucht auch die 36-jährige leitende Angestellte, den «Antirumores»-Gedanken in ihre Berufswelt zu tragen. Sie arbeitet als Programmkoordinatorin der Escola EFA, einer Ausbildungseinrichtung für Jugendleiter, und möchte für ihre Auszubildenden Methoden entwickeln, mit denen diese spielerisch das Thema Diskriminierung thematisieren können, etwa bei der Freizeitbetreuung in Schulkantinen.

Vom Geschäftsmann bis zur Sexarbeiterin

Solche weiterführenden, auf konkrete Bedürfnisse zugeschnittenen Initiativen sind das zweite Standbein des barcelonesischen Projekts: Auf Anfragen von Schulen veranstaltet eine lokale Hip-Hop-Grösse Reimkurse, in denen Jugendliche über persönlich erlebte Diskriminierungen dichten. Das Projekt «Lebende Bücher» ermöglicht Bibliotheken, Gesprächsrunden mit Menschen unterschiedlichster Erfahrungswelten zu organisieren, vom pakistanischen Geschäftsmann bis zur ehemaligen nigerianischen Sexarbeiterin. Auf Wunsch bauen Clowns auf Strassenfesten «Vorurteilsmauern» auf – und reissen sie wieder ein. 33 unterschiedliche Aktivitäten führt der Antirumores-Katalog. Durchgeführt werden sie von den Netzwerkmitgliedern, häufig zum Unkostenpreis. Mit 65 000 Euro Sachmitteln ist das Vorzeigeprojekt Antirumores eher knapp bezuschusst. Hat Antirumores in Barcelona tatsächlich Vorurteile aus den Köpfen geschafft? «In absoluten Zahlen lässt sich das nicht messen», räumt López ein, «aber wenn ein Projekt persönliche Erfahrungen in den Mittelpunkt stellt, kann dies das Miteinander positiv beeinflussen.»

Auch in Erlangen oder Bilbao

International hat das Projekt bereits Nachahmer gefunden. Über das EU-Programm «Communication for Integration C4I» haben elf europäische Städte Anti-Gerüchte-Schulungen eingeführt, darunter Erlangen, Patras oder Bilbao – allerdings ohne den in Barcelona besonders starken Netzwerkgedanken. Lola López bedauert das: «Je stärker ein Projekt in der Zivilgesellschaft verankert ist, je mehr Vereine an ihm mitwirken, desto eher erreicht es die Bürger – und desto widerstandsfähiger ist es gegenüber politischem Druck.»

→ www.antirumores.com

ANZEIGEN

**Die MIX
tweetet
und postet
auch!**

www.twitter.com/mix_magazin
www.facebook.com/mixmagazin



Ab 1. Januar 2016
freie Unterkunftsplätze
für Asylsuchende Ihrer Gemeinde
Jetzt Klienten anmelden!
Tel. 061 825 50 50

www.abs-ag.ch

Mondopoly: Begegnungen der unbekannten Art

TEXT: PHILIPP GRÜNFELDER

Ob der Strassenwischer mit orangem Turban auf dem Schulweg oder das lesbische Mütterpaar im Quartier des Klassenkameraden. Wir alle kennen Menschen in unserem Umfeld häufig nur vom Sehen oder vom Hören-sagen. Der Verein Mondopoly ermöglicht es Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, auf spielerische Art und Weise Kontakte zu solchen «Halbfremden» zu knüpfen. «Wir möchten anhand von direkten Begegnungen erlebbar machen, dass gesellschaftliche Vielfalt ein Potenzial ist und keine Bedrohung», nennt Vereinspräsidentin Katharina Weber das Credo des mehrfach ausgezeichneten Projekts. Sie ist überzeugt, dass damit Kategorisierungen und Vorurteile aufgebrochen und Diskriminierung entgegengewirkt werden kann.

Spiel mit echten Figuren

Das Spielfeld für Mondopoly bildet jeweils ein Quartier, ein ganzes Dorf oder eine Stadt. «In kleinen Gruppen besuchen die Spielerinnen und Spieler verschiedene Stationen, bei denen sie Menschen an ihrem Wohn-, Arbeits- oder Freizeitort begegnen und über gemeinsame Aktivitäten Einblicke in deren Leben erhalten», erklärt Weber. Die Gruppen dürfen sich selbst aussuchen, bei welchen Posten sie vorbeischauen. Während oder nach dem Spiel haben die Teilnehmenden die Gelegenheit, Eindrücke gemeinsam zu reflektieren.

«Wir möchten keine Scheinwelten vorführen», meint Weber, denn diese zementierten meist nur vorgefertigte Meinungen. Viel wichtiger sei es, dass junge Menschen sich selbst eine Meinung bilden oder vorhandene Bilder überprüfen können. «Unser Projekt zeigt zum Beispiel, dass ein Zvieri bei einer Regenbogenfamilie gar nicht so anders verläuft als zu Hause», so Weber. Der Verein Mondopoly hat das Spiel bereits mehrmals selbst durchgeführt, bietet darüber hinaus interessierten Einzelpersonen, Quartiervereinen, Jugendorganisationen oder Schulklassen aber auch Coachings an, damit diese das Spiel selbst organisieren können.

→ www.mondopoly.ch

Im Dienste der Gemeinden

Sozialarbeit

Migration

Integration





6,5

Mia. Franken überwiesen Migrantinnen und Migranten 2013 aus der Schweiz an ihre Angehörigen in Entwicklungs- und Schwellenländern.

Leidenschaft mit Anschubhilfe *Ihre Geschwister finanzierten Maria Borriello-Inglese von der Schweiz aus das Studium. Daraus hat die Italienerin stets das Möglichste herausgeholt – und ist noch immer mit Freude dabei.*

TEXT:
SIMONE LAPPERT
FOTO:
CLAUDIA LINK

Die Linde vor der Biblioteca Italiana in Binningen trägt schon Frühlingsgrün, in ihrem Schatten steht Maria Borriello-Inglese und winkt vorfreudig. Sie ist sichtlich stolz auf das, was sie hier nach ihrer Pensionierung mit aufgebaut hat. Die kleinen Räume im Innern der Bibliothek sind bis zur Decke mit Büchern gefüllt, es riecht nach Papier und Kaffee, das Licht ist noch aus, erst um 14 Uhr wird geöffnet. «Wenn ich hier bei den Büchern bin, spüre ich eine seelische Verbindung zu all den Schriftstellern; sie haben viele Opfer gebracht, um uns etwas zu schenken», sagt Maria, die lieber duzt als siezt, und rückt die schwarze Stoffblume zurecht, die ihren Dutt schmückt. Was ihre bewegte Biografie angeht, fühlt Maria sich in vielerlei Hinsicht beschenkt: Es sei für sie ein grosses Glück, in der Schweiz zu leben, sagt sie, sie habe diesem Land viel zu verdanken. Seit ihrem 21. Lebensjahr wohnt sie bereits in der Region Basel.

Aufgewachsen ist Maria in der Italienischen Provinz Avellino. Sie holt einen Atlas aus dem Hinterzimmer, schlägt ihn zielsicher auf und fährt mit dem Finger über die italienische Landkarte bis hinunter in den Süden. Zwischen Napoli und Foggia tippt sie aufs Papier, hier in Ariano Irpino ist sie gross geworden, als Zweitjüngste von sieben Geschwistern. Fünf ihrer älteren Brüder und Schwestern reisten in den 1950er-Jahren zum Arbeiten in die Schweiz. Regelmässig schickten sie Geld nachhause und unterstützen Maria in ihrem Studium der Betriebsökonomie. Solche Geldüberweisungen haben bei der Migrationsbevölkerung bis heute Tradition und übersteigen in ihrer Gesamtheit sogar das Volumen der Schweizer Entwicklungshilfe.

Nach ihrem Abschluss und drei Monaten unbezahlter Arbeit in der örtlichen Steuerbehörde folgte Maria den anderen 1967 in das Land, von dem schon die Mutter immer geschwärmt hatte: Alles sei so sauber und die Heimischen würden einen beim Einkaufen sogar grüssen! Auch Maria hat nur lobende Sätze für die Schweiz. Mit leuchtenden Augen spricht sie von ihrer rund 40-jährigen Tätigkeit in einem grossen Konzern der Metallindustrie, in dem sie sich als junge Buchhalterin mit spärlichen Deutschkenntnissen in kürzester Zeit Respekt erarbeitet hat: «Zahlen sprechen ihre eigene Sprache», sagt sie. Schelmisch lächelnd rückt sie auf ihrem Stuhl nach vorne, während sie erzählt, wie sie damals als frischgebackene Mitarbeiterin das Foto des verstorbenen Firmengründers aus einem Papierkorb gerettet und bis heute aufbewahrt hat, aus Bewunderung für das, was dieser Mann aufgebaut hat. Bei ihrer Tätigkeit als Betriebsökonomin hat sie es denn auch nicht bleiben lassen. Sie blättert durch ihr Bildungsbüchlein der Basler Senioren-Universität, das mit zahlreichen Stempeln versehen ist. Gerade erst hat sie eine Ausbildung als interkulturelle Vermittlerin und Mediatorin abgeschlossen, demnächst will sie sich juristisch weiterbilden.

Dann zog sie in das Land, von dem schon die Mutter geschwärmt hatte.

So gross Marias Begeisterung für die Schweiz ist, so gross ist auch ihr Stolz, Italienerin zu sein: «Ich bin ein freidenkender Mensch. In meiner Vision für die Zukunft kann jeder seinen Pass behalten. Integration beginnt schliesslich im Kopf.» Für sie ist es selbstverständlich, vom Glück, das sie hatte, etwas an andere weiterzugeben. Vor einigen Jahren etwa hat sie Geld gesammelt und gespendet für die Rekonstruktion eines alten Glockenturms in Popolano, einem 150-Seelendorf in der Nähe von Florenz. Aber das ist wieder eine andere Geschichte. Maria wüsste noch viel zu erzählen, wenn nur nicht gleich die Bibliothek öffnen würde. Sie hat eben alle Hände voll zu tun. Und daran will sie auch in Zukunft nichts ändern. ☺



Mehr Wagemut Ein breit angelegtes Programm animiert zu einem offeneren Umgang mit dem Tabuthema Migration, sexuelle Orientierung und Transgender.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Erinnern Sie sich an den schwulen Rechtspopulist Pim Fortuyn? Der umstrittene niederländische Politiker hetzte gegen Ausländer und insbesondere den Islam. Er gab dabei zu verstehen, dass er sich als schwuler Mann auch ganz persönlich durch Muslime bedroht fühle. 2002 wurde Fortuyn auf offener Strasse erschossen. Der Attentäter, ein 32-jähriger heterosexueller Holländer ohne Migrationshintergrund, gab als Motiv unter anderem an, die Muslime schützen zu wollen. «Dieses drastische Beispiel verdeutlicht, auf welch vielschichtige Art und Weise sich unsere heterogene Gesellschaft bei dieser Thematik in gegenseitiger Intoleranz verlieren kann», sagt Anu Sivaganesan, Präsidentin des Vereins Migration und Menschenrechte. Mit ihrem Verein möchte sie in der Region Basel und insbesondere bei Personen in der Integrationsarbeit eine Debatte über den Umgang mit dem Themenkomplex sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität initiieren, «denn diese Aspekte werden oft nicht wahrgenommen, Integrationsdiskussionen konzentrieren sich vor allem auf die sozioökonomische oder Bildungsebene», so die Juristin.

Aktionen auf mehreren Ebenen

«Unter dem Titel «Vielfalt leben – Migration, Homosexualität, Transgender» führen wir in den kommenden Monaten mehrere aufeinander abgestimmte Projekte und Veranstaltungen durch. Dazu gehören insbesondere die Vernetzung und der Einbezug verschiedener Akteurinnen und Akteure». So hat sich die Gruppe um die 28-Jährige schon früh mit Vertreterinnen und Vertretern von konservativen Religionsgemeinschaften getroffen, mit ihnen diskutiert und wertvolle Sensibilisierungsarbeit geleistet. Diese ist, neben dem Bereitstellen einer gemeinsamen Arbeitsplattform, eine wichtiger Mosaikstein für das Gelingen der ebenfalls geplanten Öffentlichkeitskampagne. Schulworkshops und ein

Sensibilisierungsfilm runden das Engagement ab, das auch mit Beiträgen der Fachstelle Diversität und Integration sowie der Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern des Kantons Basel Stadt finanziert wird.

Würde statt Werte

Sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, ist anspruchsvoll und teilweise unbequem. Aber auf lange Sicht generiert nur ein respektvoller Umgang den Zusammenhalt, den eine integrative Gesellschaft braucht. «Die Annahme, dass einige migrantische Gruppen Homosexualität krass zurückweisen, birgt die Gefahr von Pauschalisierungen und einem Überheblichkeitsdiskurs der Schweizer Mehrheitsgesellschaft, Migrantinnen und Migranten per se als rückschrittlich zu bezeichnen», gibt Sivaganesan zu bedenken. Es gebe zudem auch in der Schweizer Aufnahmegergesellschaft weiterhin konervative Strömungen und gesetzlichen Gleichstellungsbedarf. Wertediskussionen dürften gerade in der Integrationsarbeit nicht abwertend und entwertend verlaufen, sondern müssten sich an der Würde orientieren, sagen die Initiantinnen und Initianten. Schlussendlich seien auch anderswo, etwa in den Herkunftsändern, Austarierungen von gesellschaftlich umstrittenen Themen im Gange. «In Südasien ist das «dritte Geschlecht» zum Beispiel weit anerkannt und in Paris gibt es seit 2012 eine Moschee für homosexuelle Muslime», so Sivaganesan. ○



VON NAMUSOKE ZU MSOKE

Der Schweizer Reggae-Musiker Msoke mit Wurzeln in Tansania besitzt Transgender-Erfahrung und war früher Namusoke.

Im Online-Interview spricht er über seine Erfahrungen, Herausforderungen und seine persönlichen Erfolge, im Kampf gegen Diskriminierung.

→ www.migration.org/vielfalt
→ www.vielfalt.ch

ANZEIGE



Deutschkurse auf allen Niveaustufen – bessere Integration und mehr Chancen im Beruf

An der Klubschule Migros beginnen regelmässig Deutschkurse auf allen Niveaustufen (A1-C2).

Wir führen Sie professionell und zielgerichtet zu den telc-Zertifikaten (A1-C1), deren Prüfungen in unserer Institution

durchgeführt werden. Ausserdem bietet die Klubschule Vorbereitungskurse für die Diplome des Goethe-Instituts an. Verschiedene Aktivitäten ausserhalb des Unterrichts fördern zudem die soziale Vernetzung und Integration.

Infos und Anmeldung unter Tel. 0844 844 900 oder klubschule.ch





Wir Mitbürgerinnen Ein Dokumentarfilmprojekt der feministischen Friedensorganisation cfd in Bern zeigt Migrantinnen, die sich in Politik, Medien und Gemeinden für das Zusammenleben einsetzen.

TEXT: SIMONE LAPPERT

Fangen wir an!», motiviert Isabel Zubietu die Runde; die charmante Spanierin mittleren Alters plädiert am Sitzungstisch des Quartierzentrums Chäppu Treff in Ittigen für ein Integrationsprojekt, das schon länger auf ihrer Traktandenliste steht: Migrantinnen und Migranten unterstützen Migrantinnen und Migranten, bei alltäglichen Fragen oder Behördengängen, verschiedene Kulturen werden an einen Tisch gebracht. Das ist ihr Plan, und Zubietu will ihn endlich in die Tat umsetzen. Der Leiter des Gemeindetreffs hebt vertröstend die Hände, das sei alles nicht so einfach, die Bürokratie, die Formulare, eines nach dem anderen. Die Kamera schwenkt zurück zu Zubietu, sie lächelt geduldig. Sie hat längst gelernt, nicht beim ersten Nein aufzugeben, sondern immer wieder an Türen zu klopfen, die ihr verbal oder physisch vor der Nase zugeschlagen wurden. Für sie ist Integration mehr als blosse Unauffälligkeit: «Integration ist etwas, das man fühlt, nicht etwas auf dem Papier.»

Zubietu ist eine der Protagonistinnen im Dokumentarfilm «Wir Mitbürgerinnen», einem Projekt im Rahmen des politischen Mentoringprogramms «Mitgestalten, festgehalten» des cfd, mit dem Ziel, politische Bildung mit der Praxis zu verbinden. 14 Frauen aus 11 Nationen haben am Filmprojekt mitgearbeitet und gingen dabei den Fragen nach, was eine Migrantin ist, was eine Bürgerin, und wer in einer Demokratie Entscheidun-

«Alles ist möglich, wenn man will und eine gute Idee hat.»

gen fällt. Bis auf eine Teilnehmerin mit Reiseerfahrung habe keine der Frauen Kenntnisse aus dem Filmschaffen mitgebracht, alle hätten erst einmal lernen müssen, wie eine Kamera funktioniere, erklärt Theodora Leite, die das zehnmonatige Projekt begleitete: «Wir haben viel diskutiert, alle hatten Ideen, aber wir haben es immer geschafft, uns zu einigen.» Entstanden ist das Porträt dreier Migrantinnen, die Teilhabe zu gelebter Realität machen. Neben Zubietas Engagement etwa dann, wenn die aus Kamerun stammende Pflegefachfrau Josiane Jemmely in Neuenburg erfolgreich für den Grossen Rat kandidiert, oder wenn Jasmina Causevic, Journalistin mit kroatischen Wurzeln, sich im Publikumsrat der SRG gegen die Negativdarstellung der Migrationsbevölkerung wehrt.

Empowerment statt Opferrolle

«Alles ist möglich, wenn man will und eine gute Idee hat», sagt Zubietu. Dies aufzuzeigen, sei auch eine Absicht des vom Kanton Bern unterstützten Projekts gewesen, ergänzt Leite, die bewusst keine schwachen Frauen zeigen wollte, sondern starke Protagonistinnen, die das Wort ergreifen. Empowerment statt Opferrolle lautete denn auch das Motto: Mit gängigen Rollenbildern wurde gebrochen, statt emotionaler Migrationsgeschichten stehen die Kompetenzen der Protagonistinnen im Vordergrund. Auch Aglaia Wespe, seit Anfang des Jahres Programmverantwortliche für den Bereich Migrationspolitik beim cfd, ist sehr zufrieden mit dem Endprodukt, das sowohl zum Schmunzeln wie auch zum Nachdenken anregt: Als Schweizerin erkenne sie sich darin wieder, oft als bremsend. «Oje», denke sie dann nur. «Wenn du partizipierst, machst du schon Politik», meint Zubietu dazu und ermutigt damit all jene, die sich nicht nur als zugewandert, sondern zugehörig fühlen wollen.

Trailer zum Film «Wir Mitbürgerinnen»
 → <http://tinyurl.com/mitbuergerinnen>
 Die DVD ist für CHF 25 online erhältlich
 → www.cfd-ch.org

ANZEIGE



Bildungsangebote im Sprach-, Berufsbildungs- und Informatikbereich

Deutsch und Berufsbildung

- Alphabetisierung, Basel, Bern, Solothurn
- Intensivkurse auf A1 bis C1
Basel, Bern, Solothurn
- Standardkurse am Morgen, Nachmittag, Abend und Samstag auf A1 bis C1
Basel, Bern, Solothurn
- Kurse in Betrieben
Basel, Bern, Solothurn
- TELC-Prüfungen auf A1 bis C1
Basel, Bern, Solothurn
- Integrationskurse für neu zugezogene Migranten, Basel, Bern, Solothurn

Informatik

- Textwerkstatt in Basel
- Berufsbezogene Deutschkurse in Basel, Bern, Solothurn
- Wegweiser Schweiz, Solothurn
- Fachkurse in den Bereichen Verkauf, Gastronomie, Reinigung, Hauswirtschaft Basel, Bern, Solothurn
- CNC für Operateure, Drehen, Fräsen, Programmieren, Solothurn
- World Wide Women, Bildungsgang für qualifizierte fremdsprachige Frauen, Basel

Auskünfte und Anmeldung

ECAp Basel
 Clarastrasse 17
 4005 Basel
 Tel 061 690 96 26
 infobs@ecap.ch

ECAp Solothurn
 Biberiststrasse 24
 4500 Solothurn
 Tel 032 622 22 40
 infoso@ecap.ch

FORMAZIONE Bern
 Freiburgstrasse 139c
 3008 Bern
 Tel 031 381 81 33
 infobe@ecap.ch



Offener Raum für offene Fragen

Das Informationszentrum Integration Graubünden bietet Antworten auf Fragestellungen aller Art und scheut sich nicht, auch einmal neue Lösungswege zu gehen.

TEXT: SIMONE LAPPERT

Einladend steht das Informationszentrum in der Churer Nachmittagssonne, rund um die altehrwürdige Villa blühenden Tulpen und Vergissmeinnicht. Auch das Innere ist liebevoll gestaltet: Im Sprechstundenzimmer sind die Übersichtstafeln auf den Büchergestellen mit Stoffschmetterlingen geschmückt, eine Spiecke steht bereit und über allem prangt eine eindrückliche Stuckdecke. Erst auf den zweiten Blick fällt die Infothek mit zahlreichen Broschüren auf, von A wie Altersvorsorge über S wie Sprachberatung bis Z wie Zwangsheirat sind sie teilweise in bis zu 17 Sprachen verfügbar. «Es ist uns wichtig, dass die Menschen, die zu uns kommen, diesen Ort mit korrekten Informationen verlassen», sagt Margot Camenisch, die Leiterin des Zentrums, im Gespräch.

So vielfältig wie das Lektüreangebot ist auch die Klientel, die hier Rat sucht. Seien es Arbeitgebende, die den Spracherwerb ihrer ausländischen Mitarbeitenden fördern möchten, Migrantinnen und Migranten mit Fragen zur Alltagsorientierung oder Anerkennung von Diplomen, binationale Paare, Personen, die sich in freiwilliger Arbeit für Flüchtlinge engagieren oder selbst Integrationsprojekte planen wollen, für viele Anliegen finden sich hier Lösungen. Über die Jahre haben sich die Mitarbeitenden einen grossen Informationsfundus erarbeitet. Man pflege flache Hierarchien und eine Kultur der offenen Türen, so Camenisch, dies erleichtere lösungsorientiertes Handeln. Im Bedarfsfall wird eine interkulturelle Dolmetscherin beigezogen oder auf das Fachwissen der fachstelleninternen Job Coaches zurückgegriffen. Auch die Vermittlung an andere Fachstellen gehört zum Tagesgeschäft.

Vertrauen stärken

«Wir sind in erster Linie ein Gegenüber, das zuhört», so Camenisch. Das Schaffen einer Vertrauensbasis sei in den Beratungsgesprächen zentral, ergänzt Flurina Graf, die für den Bereich Sprachberatung zuständig ist. Gerade Menschen, die neu in die Schweiz gezogen sind, seien oft überfordert mit der Menge an Fragen, die auf sie einprasseln. Es fehle ihnen keinesfalls an Motivation, nur der Glaube an die Bewältigung der Herausforderungen gerate manchmal ins Wanken; hier gelte es anzusetzen und sorgfältig die Bedürfnisse zu eruieren.

Oftmals ist es eine Ansammlung verschiedener Hindernisse, die den Hilfesuchenden im Weg steht. Etwa, wenn ein Vater aus Polen zwar gerne einen Deutschkurs besuchen möchte, jedoch nicht weiß wohin mit dem Kleinkind in dieser Zeit. Oder wenn eine Migrantin aus Portugal um Hilfe bittet, weil sie die behandelnden Ärzte ihrer erkrankten Tochter nicht versteht, sich jedoch in der Beratung herausstellt, dass sie zuallererst Grundrechenkenntnisse benötigt, um die Medikamentenmenge auf das Gewicht der Tochter umrechnen zu können.

Jeder Fall sei anders und müsse individuell begutachtet werden, sind sich Camenisch und Graf einig. Und auch darüber, dass die allermeisten frisch motiviert aus den Gesprächen herausgehen. «Es begeistert mich, zu sehen, wie diese Menschen ihr Leben anpacken», sagt Camenisch, «es ist eine grosse Leistung, in einer fremden Kultur neu anzufangen». Das Sprach- und Informationszentrum in Chur ist die richtige Anlaufstelle, um solche Neuanfänge zu erleichtern. ○

Informationszentrum Integration
Engadinstrasse 24, 7001 Chur
Tel. 081 257 36 83
→ www.integration.gr.ch

PROJECT DA PILOT EMPERMETTENT «15+»

En il vitg pittoresc da Cazas frequentan actualmain 44 requirentas e requirents d'asil minorens betg accumpagnads (RMBA) la scola, e qui en il rom dal project da pilot «15+». Tras l'instrucziun da lingua e da matematica, dentant er tras l'instrucziun da roms sco sport, zambregiar u uman e societat duain ellas ed els obtegnair il certificat europeic da lingua sco er a lunga vista autonomia ed independenza finanziala. «L'emprim sto vegin francà bain il fundament linguistic. Sche la posa da basa ballucca, dat la lingua ina giada ensemens», di sora Priska Füglisalder, la directura da plirs onns da la scola St. Catharina. Che la durada da la dimora effectiva dals RMBA è intscherta, na mida nagut vi da la confidenza, cun la quala il concept da furmaziun, ch'il chantun Grischun ha incumbensà il cumentament da l'onn 2015, vegin realisà.

ANZEIGEN

Sprachkurse mit dem gewissen Etwas:

**Im LERNFORUM lernen
Sie Sprachen ganz anders.**



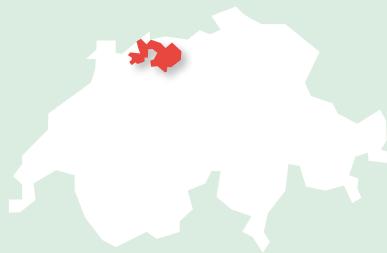
SPRACHEN | NACHHILFE | PRÜFUNGSVORBEREITUNG

Calandastrasse 38 · 7000 Chur
Telefon 081 353 63 62
www.lernforum.ch

EDUQUA

**Die MIX
2 x jährlich
gratis im
Briefkasten!**

**Jetzt abonnieren:
www.mixmagazin.ch/bestellen**



Internationale Kundschaft

Der konstruktive Umgang mit kultureller Vielfalt will gelernt sein. Verwaltungsmitarbeitende aus verschiedenen Baselbieter Gemeinden konnten das im vergangenen Jahr an einer Weiterbildung tun.

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN

Herr Akgül, Frau Abimbola, Ehepaar Patricks: Mitarbeitende der öffentlichen Verwaltung haben in ihrem Arbeitsalltag mit Klientinnen und Klienten aus der ganzen Welt zu tun. Viele wissen: Nur mit gegenseitigem Verständnis, viel Empathie und Offenheit kann die Arbeit gelingen und niemand wird unbewusst oder bewusst diskriminiert. Das ist allerdings einfacher gesagt als getan.

«Im Umgang mit Migrantinnen und Migranten können Missverständnisse entstehen, die über sprachliche Barrieren hinausgehen», weiss Stefanie Saladin, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Fachbereich Integration Basel-Landschaft (FIBL) arbeitet. «Vor allem Vorurteile und festgefaßte Verhaltensmuster können das eigene Verhalten zum Beispiel am Schalter oder in Beratungsgesprächen beeinflussen und im schlimmsten Fall zu einer Ungleichbehandlung von Menschen mit Migrationshintergrund führen.» Dabei sei es gerade in den Regelstrukturen, etwa bei den Abläufen in den staatlichen Stellen, wichtig, dass es nicht zu Diskriminierungen kommt. «Die Verwaltung muss in diesem Bereich eine gesellschaftliche Vorbildfunktion übernehmen und die Chancengleichheit garantieren. Entsprechend wichtig ist es, dass Mitarbeitende sich aktiv mit Themen wie Vorurteile, Diskriminierung und Rassismus auseinandersetzen, denn wer seine eigenen Vorurteile bewusst wahrnimmt und verifiziert, ist in der Lage, interkulturelle Handlungskompetenzen zu erwerben», ist Saladin überzeugt.

Blinde Flecken erkennen

Auf Einladung des FIBL konnten dies rund 30 Verwaltungsangestellten der sozialen Dienste und Einwohnerkontrollen aus zehn Gemeinden im Rahmen der eineinhalbtägigen Weiterbildung «Umgang mit vielfältiger und internationaler Kundschaft: Vermittlung von Praxiskompetenz» im vergangenen Jahr tun. «Angeschrieben haben wir ausschliesslich Gemeinden, deren Ausländeranteil über oder nahe am

kantonalen Durchschnitt liegt», erläutert die Ethologin das Auswahlverfahren. Am ersten Kurstag hatten die Teilnehmenden unter anderem die Möglichkeit, sich über ihren Arbeitsalltag und den damit verbundenen Herausforderungen auszutauschen. «Das Ganze war selbstverständlich eingebettet in einen theoretischen Teil über die bereits genannten Themen Vorurteile, Diskriminierung, Rassismus», konkretisiert Saladin. Am zweiten Tag standen Fallbeispiele und Gruppenarbeiten im Zentrum. Vertieft wurden dabei Themen wie etwa der Umgang mit Rassismusvorwürfen seitens der Klientinnen und Klienten. Ftäima Semeraro-Senouci, Sozialarbeiterin im Sozialdienst der Stadt Liestal, hat die Weiterbildung besucht und blickt begeistert zurück: «Ich habe stets den Anspruch, meinen Klientinnen und Klienten auf Augenhöhe zu begegnen. Dieser Aspekt wurde am Kurs gross geschrieben, was mir persönlich sehr entgegen kam. Selbst wenn wir Mitarbeitende genau so vielfältig sind wie unser Klientel, halte ich es für wichtig, unsere blinden Flecken zu erkennen und zu reflektieren.»

Zufrieden ist auch Stefanie Saladin. «Da die Feedbacks durchwegs positiv waren, haben wir entschieden, diese Kurse auch 2016 zu organisieren und das Angebot auf alle Gemeinden auszuweiten. Dabei werden wir inhaltlich noch mehr auf die Bedürfnisse der Teilnehmenden eingehen und planen zudem, nebst der Weiterbildung auch sogenannte Regionalkurse zum Arabischen Raum, Eritrea, Sri Lanka und dem Balkan durchzuführen.»

WEITERBILDUNG 2016

Für Sozialarbeitende der Sozialen Dienste sowie Schaltermitarbeitende der Sozialen Dienste und Einwohnerkontrollen im Kanton Basel-Landschaft finden unter dem Titel «Umgang mit kultureller Vielfalt und Diskriminierung am Arbeitsplatz – Herausforderungen und Lösungswege» im September und Oktober 2016 mehrere Kurse statt. Die genauen Daten und Zusatzinformationen erhalten Interessierte auf Anfrage per E-Mail:

→ sid-integration@bl.ch

ANZEIGEN

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Bilden Sie sich mit uns weiter.
Lerne Deutsch, Mathematik oder Fremdsprachen

Neue Kurse: 18. Januar – 1. Juli 2016
Anmeldeschluss: Freitag, 15. Januar 2016

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Vogelsangstrasse 15, 4005 Basel
Telefon: +41 61 695 61 11
www.agbs.ch agbs@bs.ch

Kompetenzzentrum für Intergrationsfragen

Unsere Angebote

- Dolmetsch- und Übersetzungsdienst
- Mehrsprachiger Beratungsdienst
- Deutsch in Spielgruppen
- Deutschkurse und anerkannte Deutschprüfungen
- Staatskundekurse
- Individuelle Firmenlösungen
- Trainings in Interkultureller Kommunikation



Ausländerdienst Baselland

Bahnhofstrasse 16, 4133 Pratteln
Telefon 061 827 99 00, Fax 061 827 99 09
info@ald-bl.ch, www.ald-bl.ch

Ist die Schweiz zu kleinkariert? Mit unserem Land werden neben Schokoladenseiten auch weniger charmante Begriffe wie Engstirnigkeit, Intoleranz oder Bünzlitum in Verbindung gebracht. Nicht nur von aussen und nicht allein in politischen Debatten über das gesellschaftliche Zusammenleben. Die Schlagwörter werden auch dann bemüht, wenn jemand das Gefühl hat, an Grenzen zu stossen, die ihre oder seine persönliche Gestaltungs- und Entwicklungsfreiheit behindern.

Immer mehr Frauen, Männer oder ganze Familien ziehen aus dieser Erfahrung die Konsequenzen und verlassen das vertraute Land. Die Zahl der Auslandschweizerinnen und -schweizern wuchs im letzten Jahr auf über 760 000. Was motiviert so viele Menschen, ihr Leben ganz oder zumindest für einige Zeit in einem ganz anderen Umfeld weiterzuführen? Ist es tatsächlich ein Entscheid gegen die Schweiz oder allenfalls auch einfach einer für etwas Neues? Die MIX stellt zwei persönliche und ganz unterschiedliche Antworten auf diese Fragen vor. **Sagen auch Sie uns Ihre Meinung → www.facebook.com/mixmagazin**



ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS



An Kontur gewonnen Martin Jean-Marie Burkhardt erfährt eine Schweiz im Aufbruch.

FOTOS: ZVG

Der Teufel liegt bekanntlich im Detail, so auch in dieser knappen und rhetorischen Fragestellung, in der wir uns mit der Präposition «zu» konfrontiert sehen. «Zu» verlangt nach einem Gegenüber, nach einem Konterpart, an dem wir uns messen, vergleichen, gross oder klein fühlen und allem voran relativieren können. Doch in welchem sozialen, politischen, ökonomischen oder historischen Kontext soll hier verglichen werden? Wer sind die Akteure in diesem Stück?

Wer mag wohl mit *die Schweiz* gemeint sein? – Sind es *die* Stimmbürgerinnen und Stimmbürger oder ist *die* sogenannte offizielle Schweiz angesprochen, vielleicht *die* Wohnbevölkerung, *die* politischen Scharfmacher und Brandstifter oder *die* Gesetzgebung- oder einfach meine unbequemen Nachbarn, mein direktes Umfeld? Steht *Die* vielleicht immer für *die* Anderen, als Projektionsfläche für die persönliche Unzufriedenheit, die eigene Positions- und Mutlosigkeit?

Meine Sehnsucht, mein Drang nach Freiheit und Abenteuer war in meinen jungen Jahren überwältigend. Ich wollte mich ausprobieren, Grenzen ausloten, mich niemals mit dem Mittelmass zufriedengeben, das Leben und den Puls der Zeit spüren, mich reiben an Menschen und Ideen. Dafür bot die von mir als kleingeistig und starr empfundene Schweiz des ausgehenden letzten Jahrtausends nicht das richtige Umfeld.

Dennoch: Die Schweiz hat in den letzten 20 Jahren enorm an Kontur gewonnen. Es wurde diskutiert, debattiert und gestritten, verbale Grenzen wurden bis zum Unzumutbaren überschritten, Klischees bemüht und pervertiert, dramatisiert und polarisiert – und es wurde letztendlich auch über Inhalte abgestimmt. Meist vernünftig und besonnen. Ich erlebe heute eine Schweiz im Aufbruch, mit erwachsenem Selbstbewusstsein, weltoffen und vielfältig, streitlustig, durchaus streitbar und höchst kontrovers. Durch Reibung entsteht Spannung – und das ist wunderbar: Weiter so. ○

Martin Jean-Marie Burkhardt, Kommunikationsspezialist und Kulturmanager, ist im Schweizer Mittelland aufgewachsen. Er pendelt seit über 20 Jahren zwischen Berlin, Brüssel und der Schweiz. Mit seiner Kommunikationsagentur «WUNDERLAND» mit Niederlassungen in Berlin und Zürich betreut er Projekte im Kunst- und Kulturmfeld.



An das Chaos gewöhnt Suzan Kohlik vermisst auf Bali keine Schweizer Bünzlis.

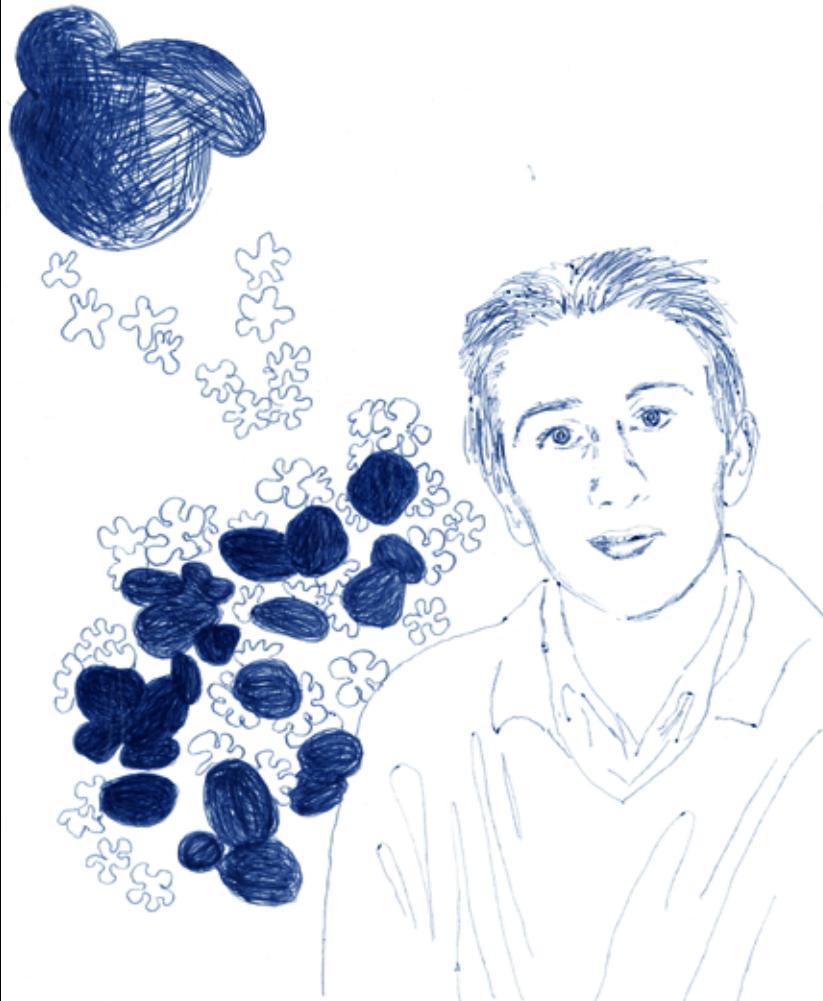
Ich packte gleich die Koffer als meine Ausbildung zur Keramikerin vor 35 Jahren zu Ende ging. Endlich konnte ich die Gelegenheit beim Schopf packen und eine gewisse Zeit in einem andern Land leben, denn die Schweiz kam mir immer ein bisschen zu klein und zu eng vor. Die anfängliche Absicht, vielleicht drei bis sechs Monate in den USA zu verbringen, erwies sich allerdings bald als Fehlprognose. Ganze 15 Jahre bin ich schlussendlich drüben geblieben.

Während dieser Zeit vermisste ich mein Geburtsland nicht sehr, nur meine Familie, besonders meine Mutter. Um sie zu besuchen, flog ich gelegentlich zurück, war aber immer zufrieden, wieder in meine neue Heimat zurückkehren zu können. Ich habe zwar gelernt, dass man kleinkarierte Menschen in jedem Land der Erde findet, denke jedoch, dass die Schweiz neben progressiven Geistern doch eine recht grosse Zahl Bünzlis beherbergt. Vielleicht, weil es den Menschen (zu) gut geht und sie mehr Zeit haben, sich über andere zu ärgern?

Nach den Jahren in den Staaten verschlug es mich jedenfalls nochmals auf einen anderen Kontinent. Während einer Reise durch Südostasien wuchs in mir der Wunsch, mich in Indonesien niederzulassen und eine eigene Keramikwerkstatt zu eröffnen. Gedacht, getan. Heute, und wieder 20 Jahre später, lebe ich recht zufrieden immer noch hier. Neben dem Keramikatelier führe ich auch ein Restaurant und einen Bio-Gemüsegarten.

Die Schweiz vermisste ich nach wie vor nur selten. Wenn ich dort auf Besuch weile, geniesse ich ganz klischierte Dinge wie die Ordnung, die Effizienz oder die Zuverlässigkeit. In letzter Zeit hegte ich sogar den Gedanken, wieder zurückzukehren. Allerdings mit grosser Sorge, dass mich die vielen Regeln in Mitteleuropa nur wieder einengen würden – habe ich mich in all den Jahren doch so sehr an das Chaos in Indonesien gewöhnt. Ausserdem habe ich eine Tochter und auch ihre Wünsche zu berücksichtigen. Vorerst bleibe ich also auf Bali. ○

Suzan Kohlik, Keramikerin und Unternehmerin, schloss ihre Erstausbildung 1996 am Centre Doret Ceramic in Vevey ab. Seither lebte sie zuerst in den USA und heute in Indonesien. Auf Bali leitet die vielseitige Schweizerin neben dem eigene Keramikatelier «Sari Api Ceramics» und dem Restaurant «Juce Ja Cafe» auch einen Bio-Gemüsegarten.



PETER SCHNEIDER
IST PSYCHO-
ANALYTIKER,
PRIVATDOZENT,
SATIRIKER
UND KOLUMNIST.
FOTO:
URSULA MARKUS

JOACHIM GLAUS IN
DER ZEICHNUNG DER
KÜNSTLERINNEN
CLAUDIA UND JULIA
MÜLLER.



Die Erfüllung des Kindchen- schemas

Vor einigen Monaten schrieb mir eine Leserin: «Der Krieg ist die Ursache, dass die Flüchtlinge über Schlepper zu uns kommen. Tatsache ist, dass im Krieg die Ärmsten ganz sicher zuerst getötet werden, weil sie entweder verhungern, weil sie nicht genügend Geld für die Flucht haben. Auch im letzten Weltkrieg konnten die begüterten Juden eher Amerika erreichen. Die Armen, die Roma, die geistig Behinderten hatten keine Chance zu flüchten. (...) Ich bitte Sie, gegen den Krieg zu kämpfen = die Ursache.» Das ist offenbar alles gut gemeint; der Satz über die «begüterten Juden» ist umso verstörender. Das Mitleid mit den Ermordeten wird hier verknüpft mit dem Ressentiment gegenüber denen, denen es gelungen ist, ihren Mörtern zu entkommen: den reichen Juden, die sich die Überfahrt nach Amerika leisten konnten. Des weiteren ist der bekümmerten Leserin entgegenzuhalten, dass Juden und Roma und geistig Behinderte keine Kriegsopfer waren und der Krieg der Alliierten gegen Deutschland den noch nicht Ermordeten immerhin das Leben gerettet hat. Der Brief zeigt eine besonders seltsame Melange aus Empathie und Empathie-Verweigerung, bei der die Grenze zwischen beidem durch das Vermögen der Verfolgten gezogen wird. Nur das Bild des armen Flüchtlings erfüllt das Kindchenschema einer Vorstellung von Menschenrechten, die man als Gnadenerweis für arme Verfolgte zu gewähren bereit ist. Die Vermögenden können und sollen sich selber helfen in dieser ungerechten Welt. Die haben's ja. Dabei wird die Armutsgrenze oft in geradezu grotesker Weise gesteckt, etwa, wenn man Flüchtlingen deren Smartphones oder – wie jüngst Thomas de Maiziere – das Fahren mit dem Taxi zum Vorwurf macht. Mehr zu haben als das nackte Leben macht verdächtig. ○

Joachim Glaus (22).

*Chemielaborant, Schweizer.
Samstag, 26. Juli,
in Effretikon vor der Migros,
12.30 Uhr.*

«Ich war zwei Mal in Indien und trank dort oft Tschai, einen Gewürztee. Zurück zu Hause, suchte ich nach genau diesem Geschmack, der mir die Erinnerung zurückbringt. Mein Rezept ist das Resultat langen Herumexperimentierens.»

«Welches die Gefühle und Erinnerungen sind, die dieser Tee bei mir erzeugt? Das ist schwierig in Worte zu fassen. Die Menschen, die Berge und die Religion Indiens faszinierten mich. Ich denke, es war eine brisante Mischung aus Exotik und unerklärlich Vertrautem, die mich in ihren Bann zog.»

Tschai à la Joachim

Für 6 Tassen
5 dl Wasser
1 baumnussgrosses Stück Ingwer, in feinen Scheiben
6 Gewürznelken
8 Kardamomkapseln
5 cm Zimtstange
1 EL oder 2 Beutel Schwarztee
4 dl Milch
Honig oder Zucker

Zubereitung

- Das Wasser aufkochen, sämtliche Gewürze hineingeben und ca. 15 Min. ziehen lassen.
- Den Schwarztee zugeben, weitere 3-5 Min. ziehen lassen und absieben.
- Die Milch zugießen und aufkochen. Den Gewürztee mit Honig oder Zucker nach Belieben süßen und GENIESSEN.
- Tipp: Nelken, Kardamom und Zimt durch ungefähr dieselbe Menge Gewürzpulver ersetzen.

→ Aus: *Choucroute au curry par hasard*. Hg. Migros-Kulturprozent. Christoph Merian Verlag, 2000.
Für die Publikation bat Marysia Morkowska Zufallsbekanntschaften in der ganzen Schweiz um ihr Lieblingsrezept.
Entstanden ist eine bunte Sammlung mit Zeichnungen der Basler Künstlerinnen Claudia und Julia Müller.

Die Katze schmiegt sich an die Betagten

Schweizer Juden dürfen sich seit bald 150 Jahren überall im Lande niederlassen. Das brachte viele jüdische Gemeinden hervor. Von der Pionierzeit ist wenig übrig geblieben.

TEXT: BENI FRENKEL

Wer heute durch die Surbtaler Dörfer Endingen und Lengnau läuft, begegnet jüdischen Zeugnissen auf Schritt und Tritt. Für Verwunderung sorgen die doppelten Hauseingänge und der uralte, verwachsene Jüdischer Friedhof zwischen den beiden Aargauer Dörfern. Die Doppeltüren waren dazu gedacht, dass Juden und Nichtjuden, sofern sie im gleichen Haus lebten, nicht die gleiche Tür benutzen mussten. Auf dem alten Friedhof gibt es Grabsteine, um die sich dicke Baumstämme ranken.

Heute leben nur noch wenige Juden in den beiden Dörfern. Vor 150 Jahren war das noch anders. All die Guggenheims, Bollags, Wylers und Blochs wohnten und stritten sich auf engstem Raum. Nur hier, auf diesen beiden Fleckchen Erde, waren Schweizer Juden seit einem Tagsatzungsbeschluss der acht alten Orte im Jahre 1678 geduldet. Daran änderte auch die erste Bundesverfassung von 1848 nichts. Erst nachdem sich Regierungskreise aus Frankreich und den USA lautstark gegen diese Ungerechtigkeit zu Wort meldeten und Wirtschaftssanktionen androhten, wurde den Juden 1866 mit der ersten Teilrevision der Verfassung die Niederlassungsfreiheit gewährt.

Unzählige neue Gemeinden

Was dann passierte, zählt zur Erfolgsgeschichte der Schweizer Juden. In schneller Folge wurden jüdische Gemeinden ausserhalb Lengnaus und Endingens gegründet: Baden, Bremgarten, Zürich, Basel, Winterthur und so weiter. Die Surbtaler Dörfer selbst litten massiv unter dem Wegzug. 150 Jahre nach Erhalt der Niederlassungsfreiheit leben dort von den ursprünglich über 1500 weniger als 10 Juden.

Zu ihnen zählen meine Eltern. Sie wohnen in Lengnau etwa 500 Meter vom Jüdischen Altersheim Margoa entfernt. Der Sinn dieser Institution stellt sich mir im Jahr 2016 nicht sofort ein. Unter den Bewohnerinnen und Bewohnern gibt es nämlich nur noch sehr wenige Juden. Trotzdem findet hier jeden Samstag in einem kleinen Raum ein jüdischer Gottesdienst statt. Die Beter kommen vorwiegend aus Zürich und Basel.

Dass im Surbtal heute nur noch wenige Juden leben, hat viel mit der Sogwirkung der Schweizer Grossstädte zu tun. Mit Ausnahme von Zürich, Basel und Genf leiden hierzulande praktisch alle jüdischen Gemeinden an Mitgliederschwund. Lugano musste vor wenigen Jahren seine Synagoge schliessen, die einst grosse Gemeinde in Luzern kämpft mit letzter

Kraft gegen das gleiche Schicksal und die Mitglieder der Gemeinde Biel teilen sich ihren Rabbiner mit Juden der Gemeinde Bern.

Etwa drei-viermal im Jahr besuche ich meine Eltern über das Wochenende. Dann gehe ich mit dem Vater ins Margoa. Vorne links sitzt der ausgeliehene Rabbiner. Er ist eigentlich kein Rabbiner im üblichen Sinne. Unter der Woche verkauft er in Zürich Eier. Hier in Lengnau ist er aber der Klügste unter den Betern. Das Betlokal hat eine lange Fensterfront. Man blickt runter auf das Dorf mit der grossen Synagoge. Weiter hinten sind die Wälder und die sanften Erhebungen des Kettenjuras zu sehen. Im Vorraum sitzen Seniorinnen und Senioren in ihren unterschiedlichen Rollstühlen. Beim Eingang steht ein Aquarium. Eine Katze schmiegt sich an die Beine der Betagten. Meistens sitzen sie eingefallen in ihren Stühlen und dösen. An den Wänden hängen Bilder von den Ausflügen. Einmal ging die Reise nach Rapperswil, einmal kam der Gemeindepräsident zu Besuch.

Im Gegensatz zur Zeit vor 1866 dürfen sich die Schweizer Juden heute überall niederlassen. Und wo sich zehn Juden trafen, da wurde auch häufig eine Synagoge gebaut. Mittlerweile stellen sich die Fragen anders: Wird es auch in zwanzig Jahren noch jüdische Gemeinden in der Schweiz geben? Oder folgt nach der Emanzipation, der Glaubensfreiheit, der Niederlassungsfreiheit bald auch die Gemeindenauflösung? ○



FOTO: BARBARA LUDWIG



«Yalancının mumu yatsıya kadar yanar»

Der Unwahrheit ist in der türkischen Redensart ein klar begrenztes Leben beschieden. Also beeilen mit dem Flunkern. Im deutschen Sprachraum kommen Schwindler etwas besser davon, haben Lügen doch lediglich kurze Beine und reichen allenfalls auch bis zum nächsten Morgengrauen.

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS

Impressum 1/2016

www.mixmagazin.ch
www.facebook.com/mixmagazin
www.twitter.com/mix_magazin

Die MIX erscheint zweimal jährlich und kann kostenlos abonniert werden:
www.mixmagazin.ch/bestellen

HERAUSGEBER

Sicherheitsdirektion Kanton Basel-Landschaft
 Fachbereich Integration
 Tel. 061 552 66 53
www.integration.bl.ch

Präsidialdepartement Kanton Basel-Stadt
 Fachstelle Diversität und Integration
 Tel. 061 267 78 40
www.integration.bs.ch

Gesundheits- und Fürsorgedirektion Kanton Bern
 Abteilung Integration
 Tel. 031 633 78 17
www.be.ch/integration

Amt für Migration und Zivilrecht Kanton Graubünden
 Fachstelle Integration
 Tel. 081 257 26 02
www.integration.gr.ch

REDAKTION

Umlaut – Büro für Kommunikation
 Güvengül Köz Brown, Philipp Grünenfelder
 Tel. 061 322 18 08
www.umlaut.ch

Mit Beiträgen von Martin Jean-Marie Burkhardt, Beni Frenkel, Manuel Haas, Suzan Kohlik, Simone Lappert, Julia Macher und Peter Schneider.

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser mit Andrea Gruber, Basel
 Layout: Andrea Gruber
www.sibylleryser.ch, www.grubergestaltung.ch

Titelbild: © Claudia Link
 Fotos: © Claudia Link, Barbara Ludwig, Ursula Markus, Xarxa Antirumores Barcelona, zvg
 Illustrationen: © Claudia und Julia Müller, Isabel Peterhans

DRUCK

Mittelland Zeitungsdruck AG
 Auflage: 50'000 Exemplare